Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 36 (1932-1933)
Heft: 18

Artikel: Der arme Musikant und sein Kollege
Autor: Horn, Wilhelm von
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-671040

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 10.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

und der Reitberger verbrannte pflichtgemäß das Bettstroh.

Aber auch dieser Schlag traf einen ungebeugten Mannesnacken.

Wie nämlich die Dörfler das Flammengeloder auf dem Hausanger bemerkten, strömten sie teils vor Neugierde, teils von Mitleid oder von beiden zusammen getrieben der Stätte zu, wo wieder einmal ein lieber Lebensgenosse das Erdenland verlassen hatte. Der Reitberger versorgte die Tote, wie es sich gehört, ohne mit einer Wimper zu zucken. Und als sie den Sarg aus dem Hause trugen, legte er zum letzten Abschied die Hand darauf und sprach: „Pfüat di Gott, Weib! Ich sag' dir fleißig Vergeltsgott für alles Gute, was du mir getan hast."

Als die Umstehenden bei diesen Worten in lautes Weinen ausbrachen, ließ sie der Reitberger verwundert an: „Was habt Ihr denn? Vergönnt ihr doch das Glück! Sie ist jetzt im Himmel — und ich auch."

Lose Mäuler haben hernach behauptet, der Reitberger hätte das Ableben seiner Eheliebsten als Erlösung empfunden wegen der ewigen Dreinredereien, die alle Ehemänner, vorab die Lebenskünstler unter ihnen, über sich ergehen lassen müssen.

Wer aber den Reitberger wirklich gekannt hat wie ich, der weiß, was er mit diesen Worten sagen wollte. Er war im Himmel, weil er ihn die ganze Lebenszeit im Herzen trug, und wird es auch jetzt sein. Denn er hat seine wackere Lebensgefährtin nur ein paar Wochen überlebt, was eigentlich recht schade ist. Leute vom Schlage des Reitbergers von Reitberg sollten überhaupt nicht sterben dürfen, es sei denn, die Überlebenden nähmen sich ein Beispiel an ihm und führten seine Lebenskunst weiter, was heute in allen Landen und in allen Häusern nötiger wäre als in der guten alten Zeit, der unser Lebensmeister entsprossen war.

Der Fiedler.

Lang und breit war ich gesessen
Überm schwarzen Kontrapunkt;
Auf ein Haar dem Stadttrompeter
Gaben sie mich zum Adjunkt.

Hei, da bin ich ausgerissen;
Schöne Welt, so nimm mich nun!
Durch die Städte will ich schweifen,
An den Quellen will ich ruhn.

Nur die Fiedel auf dem Rücken;
Vorwärts über Berg und Strom!
Schon durchschreit ich deine Hallen,
Hoher, kühler Waldesdom.

Und ich streich die alte Geige,
Daß es hell im Wandern klingt;
Schaut der Fink vom Baum hernieder:
„Ei, Herr Vetter, wie das singt!"

Doch am Horizonte steiget
Eines Städtchens Turm empor! —
Welchen kleinen Lilienohren
Geig ich dort mein Stücklein vor?

Theodor Storm.

Der arme Musikant und sein Kollege.

Von Wilhelm von Horn.

Eine schlechte Tat wird überall erzählt; aber wenn einmal eine gute geschieht, schweigt man davon. Drum mag ich nicht still bleiben, wenn ich eine gute Tat hier oder dort höre, und will gleich eine erzählen, die noch nicht gar alt ist.

An einem schönen Sommertage war im Prater zu Wien ein großes Volksfest. Alles strömte hinaus, und jung und alt, vornehm und gering freuten sich dort ihres Lebens, und es kamen auch manche Fremde, die sich an der Volkslust beteiligten. Wo fröhliche Menschen sind, da hat auch der etwas zu hoffen, welcher an die Barmherzigkeit seiner glücklicheren Mitmenschen gewiesen ist. So waren denn hier eine Menge Bettler, Orgeldreher und dergleichen, die sich ihren Kreuzer zu verdienen suchten.

In Wien lebte damals ein Invalide, dem seine kleine Pension zum Unterhalt nicht ausreichte. Betteln mochte er nicht. Er griff daher zur Violine, die er von seinem Vater erlernt hatte, der aus Böhmen war. Er spielte unter einem alten Baume im Prater, und seinen

treuen Pudel hatte er so abgerichtet, daß dieser vor ihm saß und den schlechten Hut im Munde hielt, in den die Leute die paar Kreuzer warfen, die sie ihm geben wollten. Heute stand er auch da und geigte, und der Pudel hielt den Hut; aber die Leute gingen vorüber, und der Hut blieb leer. Hätten diese den alten Musikanten nur einmal angesehen, sie würden gewiß Barmherzigkeit mit ihm gehabt haben. Dünnes, weißes Haar deckte kaum seinen Schädel; ein alter Soldatenmantel war sein Kleid. Gar manche Schlacht hatte der Invalide mitgekämpft, und fast jede hatte ihm einen Denkzettel angehängt, bei dem für das Verlieren keine Sorge nötig war. Nur drei Finger an der rechten Hand hielten den Bogen. Eine Kartätschenkugel hatte die zwei andern bei Aspern mitgenommen, und fast zu gleicher Zeit riß ihm eine größere Kugel das Bein weg. Und doch sahen heute die fröhlichen Leute nicht auf ihn, und er hatte gar für den letzten Kreuzer Saiten auf seine Violine gekauft und spielte mit aller Kraft seine gewöhnlichen Märsche und Tänze. Traurig sah der alte Mann auf die wogende Menschenmasse, auf die fröhlichen Gesichter, auf die stolze Pracht ihres Putzes. Bei ihrem Lachen drang ein Stachel in seine Seele; — heute abend mußte er hungern auf seinem Strohlager im Dachstübchen. Sein Pudel war in der Tat besser dran; er fand doch vielleicht auf dem Heimwege einen Knochen unter einem Rinnsteine, an dem er seinen Hunger stillen konnte.

Schon war's ziemlich spät am Nachmittage. Die Hoffnung des geigenden Invaliden war so nahe am Untergange wie die Sonne; denn schon kehrten die Lustwandler zurück. Als endlich alles fruchtlos blieb und die müde Hand den Bogen nicht mehr führen konnte, auch sein Bein ihn kaum noch trug, setzte er sich auf einen Stein, stützte die Stirn in die Hand, und die Erde trank einige heimliche Tränen, und die sagt's nicht weiter.

Ein stattlich gekleideter Herr aber, der dort in der Nähe am Stamme einer alten Linde lehnte, hatte den unglücklichen Musikanten, ohne von diesem bemerkt zu werden, schon eine Zeitlang mit tiefempfundenem Mitleid betrachtet, auch zuletzt gesehen, wie die verstümmelte Hand die Tränen abwischte, damit das Auge der Welt die Spuren nicht sehe. Da war's diesem Herrn, als wenn die Tränen des Alten wie siedend heiße Tropfen auf sein Herz gefallen wären, und er trat rasch hinzu, reichte ihm ein Goldstück und sagte: „Leihet mir Euere Violine ein Stündchen!" Der Invalide sah voll Dankes den Herrn an, der mit der deutschen Sprache so holperig umging wie er mit der Geige. Was er wollte, verstand der Alte doch und reichte ihm seine Violine. Die war nun so schlecht nicht; nur der gewöhnliche Geiger kratzte so übel. Der Herr stimmte sie glockenrein, stellte sich darauf ganz nahe zu dem Invaliden und sagte: „Kollege! Nun nehmt Ihr das Geld, und ich spiele." Der fing denn nun an zu spielen, daß der Alte seine Geige neugierig betrachtete und meinte, sie sei es gar nicht mehr; denn der Klang ging wunderbar in die Seele, und die Töne rollten wie Perlen dahin. Manchmal war's, als jubilierten Engelstimmen in der Geige, und dann wieder, als klagten Kinder des Elends ihr schweres Leid aus derselben, und das Herz der Zuhörer ward so bewegt, daß die Augen feucht wurden.

Jetzt blieben die Leute in Menge stehen und sahen den stattlichen Herrn an und horchten auf die wundervollen Töne; jeder sah's, der Mann geigte für den Armen; aber niemand kannte ihn. Immer größer wurde der Kreis der Zuhörer. Selbst die Kutschen der Vornehmen hielten an. Und was die Hauptsache war, jeder sah ein, was der kunstreiche Fremde beabsichtigte, und gab reichlich. Da fiel Gold und Silber in den Hut und auch Kupfer, je nachdem das Herz und die Börse war. Der Pudel knurrte. War's Vergnügen oder Ärger? Er konnte den Hut nicht mehr halten, so schwer war er geworden. „Macht ihn leer, Alter!" riefen die Leute dem Invaliden zu, „er wird noch einmal voll!" Der Alte tat's, und richtig, er mußte ihn noch einmal leeren in seinen Sack, in den er die Violine zu stecken pflegte. Der Fremde stand da mit leuchtenden Augen und spielte, daß ein Bravo! über das andere schallte. Alle Welt war entzückt. Endlich ging der Geiger in die prächtige Melodie des Liedes über: Gott erhalte Franz den Kaiser! Alle Hüte und Mützen flogen von den Köpfen; denn die Österreicher liebten ihren Kaiser Franz von ganzem Herzen, und er verdiente es auch; allgemach wurde der Volksjubel so groß, daß plötzlich alle Leute das Lied sangen. Der Geiger spielte in der größten Begeisterung, bis es zu Ende war; dann legte er rasch die Violine in des glücklichen Invaliden Schoß, und ehe der alte Mann ein Wort des Dankes sagen konnte, war der Virtuose fort.

„Wer war das?" rief das Volk.

Da trat ein Herr vor und sagte: „Ich kenne ihn sehr wohl; es war der ausgezeichnete Geiger Alexander Boucher, welcher hier seine Kunst im Dienste der Barmherzigkeit übte. Er lebe hoch!" — „Hoch! hoch! hoch!" rief das Volk.

Und der Invalide faltete seine Hände und betete: „Herr, belohne du's ihm reichlich!" — Und ich glaube, es gab an diesem Abend zwei Glückliche mehr in Wien. Der eine war der Invalide, der nun weithin seiner Not enthoben, und der andere Boucher, dem sein Herz ein Zeugnis gab, um das man ihn beneiden möchte.

Die Volksweise.

Es war im Dorfe Hochzeit,
Die Gäste schmausten und sprangen;
Da kam zu dem frohen Feste
Auch ein alter Sänger gegangen.

Hei, was man dem jungen Paare
Für reiche Gaben beschied!
Der Sänger brachte zum Feste
Nichts als ein kleines Lied.

Das Hochzeitspaar und die Gäste
Sind längst im Grabe verdorrt.
Verwittert sind alle Geschenke;
Das Lied lebt immer noch fort.

Friedrich Bodenstedt.

Meine Erinnerungen an Frida Schanz.

Von Fanny Kirchhofer.

Von Frida Schanz, der deutschen Lyrikerin, soll ich erzählen. Lieberes könnte mir nicht geschehen.

Die Freude an ihr und ihren Liedern geht tief in meine Kinderzeit zurück. Ich fand früh ihre Spur, und einmal davon beglückt, und innerlich bereichert, verlor ich sie nie wieder.

Ihre Jugendzeit war wolkenbehangen, und es lag über manchen Liedern der Frühzeit eine leise Schwermut, die ergriff und erschütterte, eben weil sie über einer Jugend lag, und die ein tiefes Interesse wachrief und wachhielt, nicht nur für ihre bewegend schöne Kunst, sondern auch für die gramüberschattete Dichterin selber.

Sang der Kindheit, Sang der Seligkeit,
Weh mir, daß ich dich so schnell vergaß,
Daß vom ersten, bittern Kindesleid
Meine Seele nimmermehr genas.
Früh schon war der Schmerz mein Weggenoß,
Früh umwob mich seine trübe Nacht,
Selbst das Glück, als scheu sich's mir erschloß,
Nur durch Tränen hat es mir gelacht.
Dennoch weiß ich, daß ich alles Weh
Freudig fast der argen Welt verzieh,
Hört ich Dich nur, eh ich schlafen geh,
Liebe, liebe Kindheitsmelodie.

Welcher Art mochten die Wolken sein? Ich glaube, politischer Natur. Der Vater lebte fern der Familie, und Großmutter und Mutter waren es, die den temperamentvollen Kindern Paula, Frida und Johannes in Dresden ihr trauliches Heim schufen.

Mit ihrer Mutter, der seit 1913 verewigten Pauline Schanz, die als Jugendschriftstellerin bekannt war, verwob die Dichterin zeitlebens das innigste Band.

Frida Schanz hat in ihrem letzterschienenen Buch „Friedel" in verschiedenen Skizzen Kindheit und Heimathaus, besonders aber die markigen Gestalten von Mutter und Großmutter packend und mit köstlichem Humor gezeichnet. Der Sehnsucht nach ihrer alternden Mutter hat sie erst in späteren Jahren rührenden Ausdruck gegeben.

Mutter, wie fern du bist, wie müd du seist,
Wie feig es wär, dir meine Not zu klagen,
Ich rufe dich vieltausendmal im Geist,
Ich rufe laut nach dir in diesen Tagen!
Die welken Hände sehn' ich heiß herbei,
Die mir schon oftmals linde Kühlung schufen;
Nachts wach' ich auf von meinem eignen Schrei,
So laut hab' ich im Traum nach dir gerufen.

Im Jahre 1885 verheiratete sich Frida Schanz mit dem Redaktor und Schriftsteller Ludwig Sohaux in Berlin, und der etwas umwölkten Jugend folgten als versöhnender Ausgleich zwanzig beglückende, sonnige Jahre der Ehe.

Nimmer zieht es mich mehr hinaus,
Wenn die Fernen erglänzen;
Traulich ruht sich's im kleinen Haus
Zwischen blumigen Grenzen.
Pfirsichblüten weh'n vom Spalier
Rosig über den Garten,
Wie so selig mit dir, mit dir
Labender Frucht zu warten!

Leider löste der Tod im Jahre 1905 den frohen Bund. Ludwig Sohaux wurde in Gardone am Gardasee nach schwerem Leiden der erschütterten, treuen Gefährtin entrissen.

In einer Heimwehstimmung erzählt sie einmal:

Die Einsamkeit umflog wie Trauerfalter
Heut' meinen sonntagssaubern Arbeitstisch;
Nicht leidvoll schreit' ich in des Werktags Winden;
Nur heute ward es mir so wunderbar,
So seltsam schwer, mich stark hinein zu finden,
Daß ich allein bin und daß Sonntag war.

Es war Frida Schanz vom Schicksal wohl Leid zugedacht, und ihrer Anlage nach empfand die Feinfühlige Glück und Kummer aufs tiefste, aber es war ihr